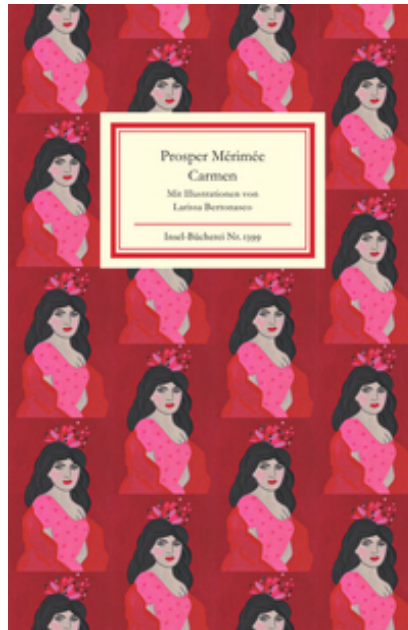


Insel Verlag

Leseprobe



Mérimée, Prosper
Carmen

Aus dem Französischen von Kristof Wachinger. Mit Illustrationen von Larissa Bertomasco

© Insel Verlag
Insel-Bücherei 1399
978-3-458-19399-9





Prosper Mérimée

Carmen

Aus dem Französischen von
Kristian Wachinger

Mit Illustrationen von
Larissa Bertolasco

Insel Verlag

Insel-Bücherei Nr. 1399

© Insel Verlag Berlin 2014

Carmen

Πᾶσα γυνὴ χόλος ἐστίν· ἔχει δ' ἀγαθὰς δύο ὥρας
Τὴν μίαν ἐν θαλάμῳ, τὴν μίαν ἐν θανάτῳ.

*Jede Frau ist bitter wie Galle,
aber sie hat zwei gute Stunden:
eine im Bett, und eine im Tod.*

Palladas

I

Schon immer hatte ich den Verdacht, die Geographen wüssten gar nicht, wovon sie reden, wenn sie das Schlachtfeld von Munda im Land der Bastuli-Poeni vermuten, nahe dem heutigen Monda, gut zwei Meilen nördlich von Marbella. Nach meinen Überlegungen anhand des Textes von dem anonymen Autor des *Bellum Hispaniense*, ergänzt um ein paar Auskünfte, die ich in der vorzüglichen Bibliothek des Herzogs von Osuna erhielt, glaubte ich, dass man den denkwürdigen Ort, wo Caesar zum letzten Mal alles auf eine Karte setzte gegen die Anhänger der Republik, in der Nähe von Montilla zu suchen habe. Im Frühherbst des Jahres 1830 befand ich mich in Andalusien auf einer ausgiebigen Erkundungsfahrt, um die letzten Zweifel auszuräumen, die mir noch geblieben waren. Eine Schrift, die ich bald zu veröffentlichen gedenke, wird – so hoffe ich – bei jedem vernünftigen Archäologen auch die letzte Unsicherheit ausräumen. Doch in der Zwischenzeit, bis meine Abhandlung endlich das geographische Problem lösen wird, das Europas Wissenschaft in Atem hält, möchte ich Euch eine kleine Geschichte erzählen, die übrigens nichts über die wichtige Frage der geographischen Lage von Munda vorwegnimmt.

In Córdoba hatte ich mir einen Führer und zwei Pferde genommen und war, mit einer Ausgabe von Caesars *Gallischem Krieg* und sonst bloß ein paar Hemden im Gepäck, landeinwärts gezogen. Eines Tages – ich irrte durch den höher gelegenen Teil der Ebene von Cachena, war erschöpft und ermattet, halb verdurstet, verbrannt von der drückenden Sonne, und scherte mich herzlich wenig um Caesar und die Söhne des Pompeius – erblickte ich, ziemlich weitab von meinem Weg, eine kleine grüne Wiese, auf der Binsen und Schilf wuchsen. Es musste also eine Quelle in der Nähe sein. Als ich näher kam, sah ich, dass die vermeintliche Wiese in Wahrheit ein Moor war, in das ein Bach floss, der anscheinend in einer engen Schlucht zwischen zwei hohen Ausläufern der Sierra de Cabra entsprang. Ich schloss daraus, dass ich weiter oben kühleres Wasser mit weniger Blutegeln und Fröschen finden würde, und vielleicht etwas Schatten zwischen den Felsen. Am Eingang der Schlucht wieherte mein Pferd, und ein anderes Pferd, das ich nicht sehen konnte, antwortete ihm sogleich. Kaum war ich hundert Schritt weitergegangen, da öffnete sich die Schlucht überraschend und gab den Blick frei auf eine Art natürliche Arena, die von den Steilhängen ringsum vollständig beschattet war. Einen einladenderen Rastplatz konnte ein Reisender kaum vorfinden. Zu Füßen der senkrechten Felsen sprudelte die Quelle in ein kleines Becken, dessen Grund mit schneeweißem Sand ausgekleidet war. Fünf oder sechs schöne grüne Eichen, windgeschützt und von der Quelle getränkt,

standen am Rand und warfen ihren dichten Schatten darauf; schließlich bot ein feiner, schimmernder Grastepich rund um das Becken ein Lager, wie man es bequemer in keiner Herberge zehn Meilen im Umkreis hätte finden können.

Ich konnte mich nicht rühmen, diesen schönen Platz als Erster entdeckt zu haben: es war schon jemand da. Offenbar hatte er geschlafen, als ich eindrang. Das Wiehern hatte ihn geweckt, er war aufgestanden und zu seinem Pferd gegangen, das die Ruhepause seines Herrn zu einem guten Mahl auf der nahen Weide genutzt hatte.

Es war ein junger Bursche von mittlerer Statur, er wirkte kräftig und hatte einen finsternen und stolzen Blick. Seine Haut, die wohl an sich eine gute Farbe gehabt hätte, war von der Sonne verbrannt und dunkler als seine Haare. Mit der einen Hand hielt er das Halfter seines Pferdes, mit der anderen eine Donnerbüchse aus Kupfer. Ich gestehe, dass mich anfangs die Büchse und seine wilde Miene einigermaßen überraschten; doch glaubte ich nicht mehr an Räuber, denn ich hatte zwar immer davon reden gehört, war aber nie einem begegnet. Und ich hatte so viele ehrbare Bauern gesehen, die sich bis an die Zähne bewaffneten, wenn sie zum Markt fuhren, dass der Anblick einer Feuerwaffe mir nicht das Recht gab, an der Ehrlichkeit des Unbekannten zu zweifeln. – »Und«, dachte ich bei mir, »was sollte er denn mit meinen Hemden und der Elzevir-Ausgabe des *Gallischen Krieges* anfangen?« Ich nickte dem Mann mit der Büchse also freundlich zu und fragte ihn lächelnd, ob

ich seinen Schlaf gestört hätte. Ohne ein Wort musterte er mich von oben bis unten, und – wie wenn die Prüfung zur Zufriedenheit ausgefallen wäre – betrachtete danach mit der gleichen Aufmerksamkeit meinen Führer, der nun vortrat. Da bemerkte ich, wie dieser ganz blass wurde und stehen blieb, sichtlich erschrocken. »Keine gute Begegnung«, dachte ich, doch die Vorsicht riet mir, nicht die geringste Unruhe erkennen zu lassen. Ich saß ab und sagte meinem Begleiter, er solle abzäumen. Dann kniete ich mich an den Rand der Quelle, tauchte Kopf und Hände ein und tat, flach auf dem Bauch liegend wie Gideons dreihundert Soldaten, einen guten Schluck.

Dabei aber beobachtete ich meinen Begleiter und den Fremden genau. Der Erstere kam widerwillig näher, der andere schien keine bösen Absichten gegen uns zu hegen, denn er hatte sein Pferd wieder freigelassen, und seine Büchse, die er anfangs waagrecht gehalten hatte, war nun zur Erde gerichtet.

Ich hielt es nicht für nötig, Anstoß daran zu nehmen, dass ich anscheinend kaum beachtet wurde, und so streckte ich mich auf dem Gras aus. Beiläufig fragte ich den Mann mit der Büchse, ob er Feuer habe, und zog mein Zigarrenetui hervor. Der Unbekannte wühlte, noch immer wortlos, in der Rocktasche, nahm sein Feuerzeug und beeilte sich, mir Feuer zu geben. Offenbar wurde er zutraulicher, denn er setzte sich zu mir, allerdings immer noch mit der Waffe in der Hand. Als meine Zigarre brannte, suchte ich die beste aus, die ich noch hatte, und fragte ihn, ob er rauche.

»Si, Señor«, erwiderte er.

Das waren die ersten Worte, die er sprach, und mir fiel sofort auf, dass er das *s* nicht andalusisch aussprach,* woraus ich schloss, dass er gleich mir, wenn auch weniger archäologisch, auf Reisen war.

»Diese hier wird Euch gut schmecken«, sagte ich und bot ihm eine echte Regalia aus Havanna an.

Er neigte den Kopf zu mir herüber und zündete seine Zigarre an meiner an, dankte mir mit einem Nicken und begann, sichtlich mit großem Genuss, zu rauchen.

»Ach!«, seufzte er und ließ langsam den ersten Zug durch Mund und Nase ausströmen, »wie lange habe ich nicht mehr geraucht!«

In Spanien stellt eine angebotene und angenommene Zigarre eine gastfreundliche Beziehung her, wie im Orient das Teilen von Brot und Salz. Mein Gegenüber zeigte sich gesprächiger, als ich zu hoffen gewagt hatte. Er schien sich übrigens in der Gegend nicht besonders gut auszukennen, auch wenn er behauptete, er wohne im Bezirk Montilla. Er wusste den Namen des bezaubernden kleinen Tales nicht, in dem wir uns befanden, er kannte auch kein Dorf im Umkreis; als ich ihn fragte, ob er in der Gegend nicht zerstörte Gemäuer, große Profiliziegel oder behauene Steine gesehen habe, gestand er, dass er auf derlei noch nie achtgegeben hätte. Da-

* Die Andalusier aspirieren das *s* und verwechseln es mit dem weichen *c* und dem *z*, die die Spanier wie das englische *th* aussprechen. Allein an der Aussprache von *Señor* ist ein Andalusier zu erkennen.

gegen wusste er mit Pferden gut Bescheid. An meinem hatte er einiges auszusetzen, wozu nicht viel gehörte; dann erzählte er mir den Stammbaum des seinen, das aus dem berühmten Gestüt von Córdoba stammte: tatsächlich ein wunderbares Tier, das so ausdauernd war, dass sein Herr damit – so behauptete er jedenfalls – einmal im Galopp oder im schnellen Trab dreißig Meilen an einem Tag zurückgelegt habe. Mitten in seiner begeisterten Rede brach der Unbekannte mit einem Mal ab, ärgerlich und als hätte er sich dabei ertappt, zu viel preisgegeben zu haben. »Ich hatte es damals nämlich sehr eilig, nach Córdoba zu kommen«, fuhr er etwas beklommen fort, »ich musste zu einer Gerichtsverhandlung ...« Während er das sagte, sah er meinen Begleiter Antonio an, der die Augen niederschlug.

Der schattige Platz und die Quelle bezauberten mich so sehr, dass mir der köstliche Schinken in den Sinn kam, von dem meine Freunde in Montilla ein paar Scheiben in den Quersack meines Begleiters gepackt hatten. Ich hieß Antonio sie herausholen und lud den Fremden ein, den kleinen Imbiss mit mir zu teilen. Mochte er schon länger nicht geraucht haben, gegessen hatte er seit mindestens achtundvierzig Stunden nicht. Er schlang alles hinunter wie ein ausgehungertes Wolf. Dass er mir begegnet war, so dachte ich, war für den armen Teufel eine glückliche Fügung. Mein Begleiter dagegen aß wenig, trank noch weniger und sprach überhaupt nicht – wo er sich doch zu Beginn unseres Weges als ein Schwätzer von Graden erwiesen hatte. Die Gegenwart unseres Gastes schien

ihn zu stören, und ein gewisses Misstrauen schien die beiden auf Abstand zu halten – aber ich kam nicht dahinter, was der Grund sein mochte.

Schon waren die letzten Brotkrumen und der Rest vom Schinken vertilgt, wir hatten jeder eine zweite Zigarre geraucht, ich hatte meinen Begleiter angewiesen, aufzuzäumen, und wollte mich von meinem neuen Freund verabschieden, da fragte er mich, wo ich die Nacht zu verbringen gedächte.

Bevor ich bemerkte, dass mein Begleiter mir ein Zeichen machte, hatte ich schon geantwortet, ich würde in der Herberge *del Cuervo* nächtigen.

»Ein schlechtes Quartier für jemanden wie Euch, Herr ... Es ist auch mein Weg, und wenn es Euch recht ist, reiten wir gemeinsam.«

»Sehr gerne«, sagte ich und saß auf.

Mein Begleiter, der mir den Steigbügel hielt, gab mir wieder ein Zeichen mit den Augen. Als Antwort zuckte ich mit den Achseln, womit ich ihn meiner vollständigen Ruhe versichern wollte, und dann machten wir uns auf den Weg.

Antonios rätselhafte Zeichen, seine Unruhe und ein paar Äußerungen des Unbekannten – vor allem der Dreißigmeilenritt und die nicht sehr überzeugende Erklärung dafür – hatten mich ins Bild gesetzt, was ich von meinem neuen Reisegefährten zu halten hatte: Ohne Zweifel war ich an einen Schmuggler geraten, oder an einen Dieb. Aber was machte das schon? So viel wusste ich vom spanischen Charakter, dass ich mir

ganz sicher war, von einem, der mit mir gegessen und geraucht hatte, nichts zu befürchten zu haben. Im Gegenteil, seine Anwesenheit schützte mich zuverlässig vor unliebsamen Begegnungen. Im Übrigen gefiel es mir, endlich einmal zu erfahren, wie ein Räuber so ist. Man sieht ja nicht alle Tage einen, und es hat einen gewissen Reiz, in der Nähe eines gefährlichen Wesens zu sein, jedenfalls, wenn man merkt, dass es zahm und brav ist.

Ich hoffte, den Unbekannten nach und nach dahin zu bringen, dass er mich ins Vertrauen zöge, und lenkte – dem Blinzeln meines Begleiters zum Trotz – das Gespräch auf die Straßenräuber. Natürlich sprach ich voller Hochachtung von ihnen. Damals gab es in Andalusien einen berühmten Räuber namens José-Maria, dessen Taten in aller Munde waren. »Ob ich es hier mit José-Maria zu tun habe?«, fragte ich mich ... Ich erzählte die Geschichten, die ich von diesem Helden kannte – in allen stand er übrigens prächtig da –, und äußerte meine tiefe Bewunderung für seine Tapferkeit und Großmut.

»José-Maria ist nur ein Kauz«, sagte der Fremde kalt.

»Urteilt er hart über sich selber, oder ist es übertriebene Bescheidenheit?«, fragte ich mich in Gedanken; denn im Nachsinnen über meinen Reisegefährten war mir klargeworden, dass der Steckbrief des José-Maria, der an den Toren vieler andalusischer Städte angeschlagen war, genau auf ihn passte. »Ja, er ist es ... Blonde Haare, blaue Augen, großer Mund, schöne Zähne,

kleine Hände; feines Hemd, Samtjackett mit silbernen Knöpfen, helle Ledergamaschen, rötliches Pferd ... Es gibt keinen Zweifel mehr! Doch lassen wir ihm sein Inkognito!«

Wir kamen zu der Herberge. Genau so hatte er sie mir geschildert: Es war eine der armseligsten, die ich je gesehen hatte. Ein großes Zimmer diente als Küche, Ess- und Schlafzimmer. Ein flacher Stein in der Mitte war die Feuerstelle, in der Decke war ein Loch, durch das der Rauch abziehen sollte; er staute sich aber und stand in Schwaden ein paar Fuß über dem Boden. Auf der Erde, entlang der Wand, sah man fünf oder sechs alte Maultierdecken liegen: Das waren die Betten für die Reisenden. Zwanzig Schritt vom Haus – besser gesagt: von dem einzigen Raum, den ich beschrieben habe – stand eine Art Schuppen, der als Pferdestall diente. An diesem bezaubernden Ort war – jedenfalls im Augenblick – kein menschliches Wesen, außer einer alten Frau und einem kleinen Mädchen von zehn oder zwölf Jahren, beide rußschwarz und in klägliche Lumpen gekleidet.

»Das ist alles, was von der Bevölkerung des alten Munda Baetica übrig geblieben ist«, dachte ich bei mir, »o Caesar, o Pompeius Sextus, ihr wäret erstaunt, wenn ihr wieder auf die Welt kämet!«

Als die Alte meinen Gefährten erblickte, entfuhr ihr ein Schrei der Überraschung.

»Ach, Meister Don José!«, schrie sie.

Don José zog eine Braue hoch und hob die Hand mit einer gebieterischen Bewegung, was die Alte sofort zum

Schweigen brachte. Ich wandte mich zu meinem Führer und gab ihm mit einem unauffälligen Zeichen zu verstehen, dass er mir nichts mehr über den Mann zu sagen brauchte, mit dem ich die Nacht verbringen würde. Das Abendessen war besser, als ich erwartet hatte. Man setzte uns auf einem kleinen, einen Fuß hohen Tisch einen alten frikassierten Hahn vor mit Reis und reichlich Paprika, dann Paprika in Öl und schließlich *Gazpacho*, eine Art kalte Suppe mit Paprika. Drei dermaßen gewürzte Gerichte nötigten uns, oft aus einem Schlauch Montilla-Wein zu zapfen, der sich als köstlich erwies. Nachdem wir gegessen hatten, wies ich auf eine Mandoline, die an der Wand hing – es gibt in Spanien überall Mandolinen –, und fragte das Mädchen, das uns bedient hatte, ob sie darauf spielen könne.

»Ich nicht«, erwiderte sie, »aber Don José spielt so schön!«

»Seid so gut«, sagte ich zu ihm, »und singt mir etwas vor, ich bin ein begeisterter Freund eurer Volksmusik.«

»Einem so ehrbaren Herrn, der mir so feine Zigarren schenkt, kann ich doch nichts abschlagen«, rief Don José gutgelaunt.

Er ließ sich die Mandoline geben und begleitete sich selber beim Singen. Seine Stimme war rau, doch dabei angenehm, die Melodie schwermütig und sonderbar; vom Text konnte ich kein Wort verstehen.

»Wenn ich mich nicht täusche«, sagte ich, »ist das keine spanische Melodie, was Ihr da gesungen habt. Es klingt eher wie die *Zorzico*-Tänze, die ich in den *Pro-*



*vinzen** singen gehört habe, und der Text scheint bas-
kisch zu sein.

»Ja«, erwiderte Don José finster.

Er legte die Mandoline auf die Erde, verschränkte die Arme und begann, mit trauriger Miene das verglimmende Feuer zu betrachten. Sein vornehmes und zugleich wildes Gesicht wurde von einer Lampe beleuchtet, die auf dem kleinen Tisch stand, und erinnerte mich an den Satan bei Milton. Wie jener mochte mein Reisegefährte an den Ort denken, den er verlassen hatte, an das Exil, das er wegen einer Verfehlung erdulden musste. Ich versuchte das Gespräch wieder in Gang zu bringen, doch er war in seine traurigen Gedanken versunken und antwortete nicht. Die Alte hatte sich schon in einer Ecke des Raumes schlafen gelegt, hinter einer durchlöcher-ten Decke, die über einer Schnur hing. Das Mädchen war ihr in diesen Winkel gefolgt, der dem schönen Geschlecht vorbehalten war. Da erhob sich mein Führer und sagte, ich solle mit ihm in den Stall gehen. Als Don José dies hörte, fuhr er wie aus dem Schlaf geschreckt hoch und fragte ihn barsch, wo er hinwolle.

»In den Stall«, erwiderte der Führer.

»Was willst du da? Die Pferde sind versorgt. Schlafe hier, der Herr wird es gestatten.«

»Ich fürchte, das Pferd meines Herrn könnte krank sein, ich möchte, dass er es sich ansieht: vielleicht weiß er, wie man ihm helfen kann.«

* Die *bevorzugten Provinzen*, nämlich Alava, Biscaia, Guipuzcoa und ein Teil der Navarra, die besondere Privilegien, *Fueros*, genossen.

Es war nicht zu übersehen, dass Antonio unter vier Augen mit mir sprechen wollte; doch ich glaubte nicht, Don José misstrauen zu müssen, und im Augenblick schien es mir am richtigsten zu sein, wenn ich größtes Vertrauen zeigte. So antwortete ich Antonio, dass ich gar nichts von den Pferden hörte, ich sei müde und wolle schlafen. Don José ging mit ihm in den Stall und kam bald allein zurück. Mit dem Pferd sei alles in Ordnung, sagte er, aber mein Führer halte es für ein so kostbares Tier, dass er es mit seiner Jacke abreibe, um es zum Schwitzen zu bringen, und mit dieser netten Tätigkeit wolle er die Nacht zubringen. Ich hatte mich unterdessen auf den Maultierdecken gelagert, und, um nicht mit ihnen in Berührung zu kommen, sorgfältig in meinen Mantel gewickelt. Don José, nachdem er um Vergebung gebeten hatte dafür, dass er so frei war, den Platz neben mir einzunehmen, legte sich vor der Tür nieder; er hatte nicht versäumt, die Zündkapsel seiner Büchse zu erneuern, und legte sie vorsichtshalber unter den Quersack, der ihm als Kopfkissen diente. Wir wünschten einander eine gute Nacht, und fünf Minuten später schliefen wir tief und fest, einer wie der andere.

Ich dachte, ich wäre müde genug, um in einer solchen Unterkunft schlafen zu können, aber nach einer Stunde holte mich ein äußerst unangenehmer Juckreiz aus dem ersten Schlaf. Sobald mir klar war, woher der kam, stand ich auf, in der sicheren Überzeugung, es sei besser, den Rest der Nacht im Freien zu verbringen als unter diesem unwirtlichen Dach. Auf Zehenspitzen ge-

langte ich zur Tür, stieg über das Lager von Don José, der den Schlaf des Gerechten schlief, und es glückte mir, das Haus zu verlassen, ohne dass er wach wurde. Neben der großen Tür stand eine breite Holzbank; darauf streckte ich mich aus und richtete mich, so es ging, ein, um die Nacht hier zu überstehen. Ich wollte gerade die Augen zum zweiten Mal schließen, da kam es mir so vor, als zögen die Schatten eines Mannes und eines Pferdes vorüber, die beide völlig geräuschlos schritten. Ich setzte mich auf, und ich meinte Antonio zu erkennen. Erstaunt, ihn zu dieser Stunde außerhalb des Stalls zu sehen, stand ich auf und wollte auf ihn zugehen. Er hatte mich zuerst gesehen und war stehen geblieben.

»Wo ist er?«, fragte Antonio leise.

»Drinnen, er schläft; ihm machen die Wanzen wohl nichts aus. Warum führt Ihr denn das Pferd aus?«

Nun erst fiel mir auf, dass Antonio dem Pferd, damit beim Gehen außerhalb des Stalls kein Lärm entstand, die Hufe sorgfältig mit den Resten einer alten Decke umwickelt hatte.

»Sprecht leiser«, sagte Antonio, »verdammt noch mal! Ihr wisst nicht, wer dieser Mensch ist. Es ist José Navarro, der berühmteste Räuber von ganz Andalusien. Den ganzen Tag habe ich Euch Zeichen gemacht, aber Ihr wolltet nicht verstehen.«

»Räuber oder nicht, was liegt daran?«, war meine Antwort, »uns hat er nicht ausgeraubt, und ich möchte wetten, dass er es auch nicht vorhat.«

»Na wunderbar! Aber es gibt zweihundert Dukaten